

dtv

Andreas Thalmayr beteuert, sein Buch sei »keine Stilkunde und keine Grammatik«. Er geht vielmehr als erfahrener Liebhaber den Wundern und den Rätseln der deutschen Sprache nach und lädt zu einem abwechslungsreichen Spaziergang ein. Den Leser, der ihm bei diesem Abenteuer Gesellschaft leistet, möchte er lieber verführen als belehren. Manche Wege führen ins Gestrüpp der Dialekte und auf die kahlen Lichtungen der linguistischen Abstraktion. Es gibt Pfade, die sich im Halbdunkel der Sprachgeschichte und der Etymologie verlieren. Anderswo locken die Labyrinth des Satzbaus oder die Spielwiesen der Dichter. An der einen oder anderen Weggabelung kann der Leser seinen Witz und seinen Scharfsinn selbst erproben. Der Autor spart auch nicht mit Kritik an der Regulierungswut derjenigen, die vor dem Reichtum unserer Sprache stehen wie der Ochs vorm Berg. Aus gutem Grund widmet er nicht nur den Höflichkeiten ein Kapitel, sondern auch den Flüchen.

Andreas Thalmayr ist Literaturwissenschaftler, Übersetzer, Schriftsteller und Dichter. Für sein umfangreiches Werk wurde er vielfach ausgezeichnet. 2006 erhielt er den Medienpreis der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

ANDREAS THALMAYR
Heraus mit der Sprache

Ein bißchen
Deutsch

für Deutsche,
Österreicher,
Schweizer
und andere
Aus- und
Inländer

Deutscher Taschenbuch Verlag

April 2008
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co.KG, München
www.dtv.de
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlages
© Carl Hanser Verlag München Wien 2005
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch
auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Peter Hassiepen
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34471-5

Nicht unbillig wird die Hochteutsche Sprache einem fruchtbaren Baume verglichen / welcher nicht allein seine saftreichen Wurzeln / so sich in der Erden weit und reumig ausbreiten / tief eingesetzt hat / sondern auch seine fruchtbaren Zweige / Reiser und Nebensprößlein in unzählbarer Menge / wundersamer Mannigfaltigkeit / auch herrlicher Lust und Pracht heraufstreuet. Sintemal dieser ansehnliche fruchtbare Sprachbaum / aus seinen vielen Stammwörtern einen solchen großen Vorrath hervorgiebet / daß noch niemand auf Erden gefunden worden / welcher den Reichtum seiner Wunder / so durch deßen glückliche Auswachs- und Fortpflanzung sich zu Tage legen / gnugsam untersucht / und völlig erkannt hätte.

Kaspar Stieler, *Kurze Lehrschrift von der Hochteutschen Sprachkunst*

Bis jetzt hat noch kein Linguist abschließend und befriedigend beschrieben, was ein zweijähriges Kind mit dem Wort *auch* richtig macht.

Manfred Bierwisch, *der eine technisch hochambitionierte Abhandlung über das Wort wieder verfaßt, und dem Verfasser dort, wo er nicht mehr aus und ein wußte, freundschaftlich unter die Arme gegriffen hat.*

Inhalt

ERSTE RUNDE

Aller Anfang ist leicht	11
Der Luxus der Differenz	12
Hut ab vor der Wissenschaft	15
Universal genäht hält besser	17
Fehlanzeige!	21

ZWEITE RUNDE

Gesprochen vs. geschrieben	25
Texte und Zeichen	27
Schibboleth	29
Deutsch im Plural	32
Reden und Ausreden	37
Oben und unten	40
Gleich und ungleich	42
Höflichkeiten	45
Besser lügen	51
Unbrauchbarkeit	52
Malefiz!	53

DRITTE RUNDE

Schätzungsweise	59
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten	62
Aber woher denn?	65
Fossilien und Readymades	67
Import/Export	70

A la mode 72
Nämlich 75
Heiteres Beruferaten 76
Die fünf Sinne 79
Der Malkasten der Sprache 83

VIERTE RUNDE

Wie sich die Wörter verbeugen 87
Ich und du und dem Müller sein Kuh 91
Tatbestände 95
Adam, Eva & Co. 98
Über kurz oder lang 101
Wortwechsel 104
Von Zeit zu Zeit 107
Was vorher war 109
Beziehungsfallen 112
Nix Gewisses weiß man nicht 115
Vom Hörensagen 118

FÜNFTE RUNDE

Sein oder nicht sein ... 121
Wird schon werden 124
Lerne leiden, ohne zu klagen 126
Soll und Haben 127
Machenschaften 129
Schon möglich 130
Kann sein, kann auch nicht sein 131
Das darf doch nicht wahr sein! 133
Was muß ich hören? 134
Das will ich meinen 135
Schlagfertig 136
Habseligkeiten 138

SECHSTE RUNDE

Bauklötze staunen 141
Die Kunst der Fuge 145
 Weswegen? 147
 Startsignale 152
 Nachzügler 157
(Un)vergleichlich 162

SIEBENTE RUNDE

Elementarteilchen 167
Nullsätze und Gesprächskiller 170
 Papperlapapp! 177
Der Herr Niemand 179

QUELLENVERZEICHNIS 183

Erste Runde

ALLER ANFANG IST LEICHT. Dieses Buch ist keine Grammatik und keine Stilkunde. Eines nämlich hat der Verfasser sich geschworen: Er werde sich hüten, sagt er, den Experten ins Messer zu laufen. Er, Andreas Thalmayr, sei nur ein Amateur, der die Wissenschaft zwar bewundere, die Sprache aber liebe.

Deshalb begnüge ich mich, sagt er, mit einem längeren Spaziergang, auf dem ich hie und da innehalte; dort nämlich, wo mich etwas überrascht, wo mir etwas Kopfzerbrechen macht, wo mich etwas amüsiert, immer in der Hoffnung, daß es ein paar anderen gefallen könnte, mir Gesellschaft zu leisten, sich mit mir zu wundern und mir dorthin zu folgen, wo ich lustwandle.

»*Lustwandeln*, schwaches Verb (gehoben, veraltend)«, so steht es im Wörterbuch. Wieso eigentlich? Eine gehobene Promenade kann es nicht geben, wohl aber eine gehobene Stimmung. Das versteht doch jeder! Ach, was uns der *Duden* in seinem besinnungslosen Eifer, sich an den Zeitgeist anzubiedern, alles abgewöhnen möchte, weil er es für altmodisch hält! Das Wort *Chaussee* zum Beispiel wird ganz richtig erklärt (aus frz. *chaussée*, dies wiederum abgeleitet aus einem galloromanischen Partizip *calciata* von lat. *calcare* = mit den Füßen ein-, feststampfen, zu *calx* = Ferse) – aber dann wird es sofort als »veraltend« eingestampft. Auch wer es wagt, einen Brief mit den Worten *Ihr sehr ergebener* zu enden, gilt im Mannheimer Germanistenstadel als *vieux jeu* und hat leider den Anschluß an den Trend verpaßt. Nur haben Konrad Dudens sel. Nachfolger mit ihren Versuchen, die deutsche Sprache plattzuwalzen, noch nie viel Glück gehabt, und dabei

soll es auch bleiben. Dies meldet, mit ergebenen Grüßen, Andreas Thalmayr an die Mannheimer Kommission zur Betonierung der deutschen Sprache.

»Gehoben«, »obsolet«, »Jargon«, »pejorativ« – alles, was uns bei den folgenden sieben Spaziergängen ein- und auffällt, soll uns willkommen sein. Der Zufall ist unser Begleiter. Manche Teile des Parks, durch den der Weg führt, machen einen verwilderten Eindruck; da ist offenbar lange kein Gärtner vorbeigekommen. Andere Regionen sind immer noch gepflegt mit Rabatten und beschnittenen Lorbeerbäumchen ... Aber das stört uns nicht. Wir greifen auch nicht zur Hacke, um Ordnung zu schaffen. Das bedeutet, daß alles, was wir hier notieren, nur vorläufig gelten kann, und daß es auf diesem Grundstück, das um so größer wird, je näher man es betrachtet, keine Vollständigkeit gibt. Was mich betrifft, so kann ich es nicht lassen, allerhand auf- und einzusammeln, was am Wege liegt. Dabei wird es, wie immer, wo der Mensch seinem Sammlertrieb nachgibt, nicht ohne Kataloge oder wenigstens Listen abgehen; doch will ich es auch in dieser Hinsicht an Gründlichkeit fehlen lassen. Wem das, was ich unterwegs alles aufgelesen habe, nicht genügt, der ist herzlich eingeladen, weiterzusuchen. Die potentielle Beute ist unendlich reich. Die verlockendsten Fundstellen warten dort, wo eine Zeile so aussieht:

{.....}

DER LUXUS DER DIFFERENZ. »Der Mensch ist aus krummem Holz geschnitzt«: dieser schöne Satz hört sich an, als ob er in der Bibel stünde; er stammt aber von Immanuel Kant aus Königsberg. Wenn der Philosoph recht hat – und wer wollte das bezweifeln –, so wird das auch für die schönste und folgenreichste Erfindung der Menschen gelten, für die Sprache. Mit keiner Logik ist ihr beizukommen. Zwar folgt sie tausenderlei Regeln, aber die einzige Regel, der sie ohne Ausnahme gehorcht, ist die, daß sie keine Regel ohne Ausnahmen kennt. Sie blüht und gedeiht wie ein Baum, der

fast so groß ist wie die Welt. Und daß jeder Baum sich von jedem andern unterscheidet, daß jeder Ast sich dahin wendet, wo es ihm paßt, und daß es keine zwei Blätter gibt, die einander gleichen, ist schließlich kein Nachteil; es garantiert die Variabilität und damit das Überleben der Pflanzen. Und das gilt auch für die schätzungsweise sechs- oder siebentausend Sprachen dieser Erde.

Widerspruchsfreiheit, Stringenz, Unfehlbarkeit – das alles sind Kategorien, die für die natürlichen Sprachen keine Rolle spielen. Das unterscheidet grammatische von mathematischen Strukturen. Eine Sprache entwickelt sich eher wie jedes andere riesige Biotop, oder wie ein menschliches Gehirn. Das versteht sich; »denn was die Sprache denkt, was in der Sprache denkt, hat ein Analogon in der Konstruktion unseres Gehirns, eines wunderbaren, auf Überfluß und Überschuß programmierten Organs, das dafür geschaffen ist, Vieldeutigkeit nicht nur zu ertragen, sondern zu gestalten.« (Adolf Muschg)

»Die Umgangssprache ist ein Teil des menschlichen Organismus und nicht weniger kompliziert als dieser.« (Wittgenstein) Und weil das so ist, treiben es die natürlichen Sprachen ebenso bunt wie unsere Gehirne, denen es ja, wie jeder von uns aus Erfahrung weiß, nicht an Launen, Mucken und Absonderlichkeiten mangelt.

Manche Philosophen, wie Rudolf Carnap, haben sich über »die formalen Mängel der Wortsprachen« und über ihren »unsystematischen und logisch mangelhaften Aufbau« dermaßen geärgert, daß sie versucht haben, alldem abzuhelpen. »Sinnlos ist«, Carnap zufolge, »ein Satz, wenn er Wörter enthält, deren Bedeutung nicht geklärt werden kann.« Leider ist das bei den meisten Wörtern und Sätzen, die jemals gesprochen oder geschrieben worden sind, der Fall. Deshalb wollte der unzufriedne Philosoph eine formalisierte Sprache entwerfen, die die Alltagssprache an Eindeutigkeit und Exaktheit übertreffen sollte. Ich kann mich irren, aber ich glaube, viel ist aus diesem Projekt nicht geworden.

Die Vorstellung, einer von uns könne seine eigene Sprache, von einer anderen ganz zu schweigen, *beherrschen*, ist natürlich abwegig. Umgekehrt wird schon eher ein Schuh daraus. Leider wollen das manche Leute nicht einsehen. Sie wären gern unfehlbar, und schon aus diesem Grund können sie uns nur leid tun.

Jeder neue Satz, den wir zustande bringen, ist ein Probelauf. Das zeigt sich bereits dann, wenn ein Mensch zum ersten Mal den Mund aufmacht. Niemand bleut einem kleinen Kind irgendwelche Grammatikregeln ein. Die Mama wäre dazu gar nicht in der Lage, weil sie nicht im Traum daran gedacht hat, die maßgeblichen linguistischen Standardwerke auswendig zu lernen. Der Spracherwerb geschieht, wie es dem krummen Holz entspricht. Mit sechs bis acht Monaten brabbelt das Kind vor sich hin, anscheinend ziemlich mühelos, jedenfalls ohne daß es Vokabeln oder Konjugationen büffeln müßte. Es probiert das gesamte Repertoire an Phonemen aus, die ein Mensch hervorbringen kann, auch solche, die es in Europa gar nicht gibt, wie die Knack- und Schnalzlaute der Afrikaner. Je nachdem, was es hört, sortiert es diejenigen aus, die in der Sprache seiner Mutter nicht vorkommen. (Wenn es als Erwachsener eine Fremdsprache lernt, wird es ihm schwerfallen, sie wieder zum Leben zu erwecken.) Zwar ahmt es also die heimischen Stimmen nach, aber ein Papagei ist es nicht. Offenbar folgt es einem angeborenen, genetisch verankerten Programm. Dabei macht es Fehler über Fehler; aber es dauert nicht lange, bis es sie korrigiert hat. Ganz von selbst erkennt es nach und nach, wie sich »richtige« von »falschen« Sätzen unterscheiden. Selbst an seinen grammatischen Irrtümern zeigt sich, wie intelligent es dabei vorgeht. Sagt es zum Beispiel *Das giltet nicht*, statt *Das gilt nicht*, so heißt das nur, daß es intuitiv eine Regel kapiert hat und versucht, sie anzuwenden. Denn warum soll mit *giltet* nicht funktionieren, was sich bei tausend andern Verben bewährt hat? Schließlich hört ihr kleiner Liebling auch, wie die Mama sich darüber beschwert, daß er *nuckelt*, *kleckert* und *dreckelt*. Schon hat das kleine Kind herausgefunden, wie ein schwaches Verb

konjugiert wird, und bald wird es auch mit den starken Verben fertig werden.

Was ein Fehler ist, stellt sich immer erst hinterher heraus. Das gilt auch für die Erwachsenen. Immer mehr Leute hört man sagen: *Ich gehe jetzt, weil, ich habe keine Lust, länger zu warten*. Damit wenden sie eine Regel an, die für Sätze mit *denn* gilt: *Ich gehe jetzt, denn ich habe keine Lust, länger zu warten*. Vielleicht wird die »falsche« Konstruktion in zehn oder zwanzig Jahren zur Norm werden und als völlig korrekt gelten. Jedenfalls ist sie schon heute keineswegs unverständlich; sonst wäre sie nämlich längst verschwunden. Auch der Dreijährige gibt ziemlich schnell syntaktische oder semantische Extravaganzen auf, wenn er merkt, daß ihn nicht einmal die eigene Mama versteht.

So fest ist unserm Gehirn das Wissen eingeschrieben, das wir als Kinder erworben haben, daß es uns schwerfällt, eine reine Nonsense-Sprache zu erfinden. Immer schleichen sich semantische und syntaktische Strukturen aus der natürlichen Sprache ein. (Daran sind übrigens auch die kühnen Dichter gescheitert, die sich den Spaß geleistet haben, so zu lallen wie die Babys. »siwi faffa / sbugi faffa / olofa fafamo / faufo halja finj« – ja, so zu reden, das hat Hugo Ball, damals, als Dada noch neu war, viel Spaß gemacht, aber auf die Dauer hat es doch blutwenig gebracht.)

HUT AB VOR DER WISSENSCHAFT. Natürlich wissen die Linguisten das alles längst, und sie wissen noch viel, viel mehr. Die Mühe, die sie sich geben, hat etwas Ergreifendes. Ganz gewiß ist es leichter, einen Sack Flöhe zu hüten, als mit den Ungereimtheiten der natürlichen Sprachen fertig zu werden.

Schon die traditionelle Grammatik hat versucht, ein schönes, einwandfreies System daraus zu machen. Aus historischen Gründen hat sie sich dabei am Modell des Lateinischen orientiert. (Wahrscheinlich konnten die Herren, die sie entwickelt haben, kein Chinesisch und sprachen weder Mapuche noch Mundari.) Ältere Leute,

die sie im Schlaf herbeten mußten, erinnern sich noch an die berühmtesten Deklinations- und Konjugationstabellen aus dem Lateinunterricht: *mensa, mensae, mensae, mensam, mensa, mensae, mensarum, mensis, mensas, mensis* oder *amo, amas, amat, amamus, amatis, amant* ...

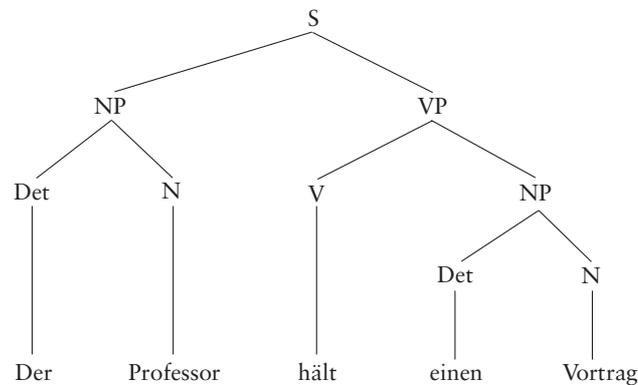
Nach dem Modell der lateinischen Sprache arbeitet auch heute noch jeder ordentliche Lehrplan, und zwar schon deshalb, weil so gut wie alle Termini der Grammatik aus dem Lateinischen stammen, obwohl sie auf die Eigentümlichkeiten unserer Sprache oft wie die Faust aufs Auge passen. Trotzdem haben wir uns an Ausdrücke wie *Futur II, Konjunktiv, Modalverb, Plusquamperfekt, Genus* und *Genitiv* gewöhnt, und da keine bessere Option in Sicht ist, müssen wir wohl oder übel mit ihnen operieren.

Die moderne Linguistik ist allerdings über solche Lappalien weit erhaben. Sie hat ein theoretisches Niveau erreicht, das so hoch ist, daß dem Laien einfach die Luft wegbleibt. Flexionsmuster wie die von *mensa*, wie sie in der Schule eingeübt werden, lassen sie kalt, und überhaupt interessiert sie sich für die Merkwürdigkeiten und Schönheiten wirklicher Sprachen nur insofern, als sich darin allgemeine Gesetzmäßigkeiten zeigen. Darin sind Linguisten nicht besser, aber auch nicht schlechter als, sagen wir, Physiker oder Geologen, die sich ja auch nicht darum kümmern, wie schön ein Gebirge ist oder wie eigenartig eine Schneeverwehung aussieht. Ein Glaziologe untersucht lieber Strömungsverhältnisse, Abrieb, Klimaschwankungen und beschäftigt sich mit den allgemeinen Gesetzmäßigkeiten, nach denen sich ein Gletscher entwickelt.

Es lohnt sich jedenfalls, den Linguisten ein wenig über die Schulter zu schauen. Manche ihrer abstrakten Theorien sind durchaus von Nutzen beim Blick auf die Seltsamkeiten, denen wir noch begegnen werden. (Wer aber mit Theorien absolut nichts anfangen kann, und solche Menschen soll es geben, dem rate ich, die folgenden zwei, drei Unterkapitel einfach zu überblättern und auf Seite 25 weiterzulesen. Andere werden sich womöglich am Scharfsinn der

Forscher ergötzen. Komplizierte Formeln sind jedenfalls nicht zu befürchten.)

UNIVERSAL GENÄHT HÄLT BESSER. Der berühmteste Pionier der neueren Linguistik ist Noam Chomsky, der vor fünfzig Jahren mit seiner Theorie der *generativen Grammatik* nicht nur die Sprachwissenschaft umgekrempelt hat. Worum es da geht, ist im Prinzip gar nicht so abstrakt, daß man ihm nicht folgen könnte, denn den Ansatz bilden einige ebenso bekannte wie bemerkenswerte Selbstverständlichkeiten. Zunächst wird die simple Feststellung, daß alle Wörter und Sätze eine bestimmte Form oder Struktur haben, nicht nur auf die Laut- oder Schriftseite bezogen, wie es die Sprachforscher immer schon getan haben, sondern rigoros auch auf alle möglichen gewissermaßen unsichtbaren Aspekte. Ein solcher Aspekt ist die syntaktische Oberflächenstruktur. Damit sind die Zusammenhänge zwischen den Wörtern im Satz gemeint. Diese Struktur kann z. B. durch einen Stammbaum folgender Art dargestellt werden kann:



S, NP, VP, Det, N usw. sind Symbole für grammatische Einheiten: S steht für Satz, NP für Nominal-Phrase, N für Nomen usw. Bei komplexen Satzgebilden kann ein solches Diagramm leicht zu einem veritablen Baumriesen mit vielen Verzweigungen anwachsen.

Das kommt daher, daß man ja jeden Satz durch Ergänzungen immer wieder erweitern kann. Der Preis für derartige Strukturanalysen ist jedoch der hohe Abstraktionsgrad der zugrundeliegenden Theorie. Selbst in einer relativ braven Darstellung liest sich das so:

In Anlehnung an die Vorstellung eines Stammbaums besteht der Strukturbaum aus einer Wurzel (auch: Ausgangsknoten) sowie mehreren Verzweigungs-Punkten (auch: Knoten) und verbindenden Ästen (auch: Kanten). Bei der Abbildung des hierarchischen Aufbaus und der inneren Strukturierung von Konstituenten entsprechen die Knoten den grammatischen Kategorien (z. B. *S*, *NP*, *VP*) und die Kanten der Relation des Dominierens. [...] *S* dominiert unmittelbar *NP* und *VP*, mittelbar alle anderen Knoten des Baumes, während jeder Knoten, der sich links von einem anderen Knoten befindet, unter der Voraussetzung, daß keiner der beiden Knoten den anderen dominiert, diesem vorausgeht, also *NP* geht *VP* voraus, *Det* dem *N* usw. ... [Dabei] sind sich kreuzende Knoten nicht zugelassen, da der Strukturbaum unter (a) den entsprechenden Phrasenstrukturregeln unter (b), den Indizierten Klammerregeln unter (c) und dem Kastendiagramm unter (d) äquivalent ist, in diesen Darstellungstypen aber sich kreuzende Konstituenten nicht abbildbar sind.

Zwar staunt hier der Laie, der Fachmann aber wundert sich nicht. Denn er weiß, wozu das alles dient. Alles, was wir sagen, hören, schreiben, lesen, gibt, wenn man es auf diese Weise analysiert, seine formale Struktur preis und läßt sich schließlich sogar durch mathematische Operationen charakterisieren, als eine Art Berechnungsprozedur. Das hat sich nicht nur als sehr erfolgreich erwiesen, es hat auch zu überraschenden Folgerungen geführt. Zwar hat jeder von uns schon immer gehaut, daß die Sprache eine ziemlich komplizierte Angelegenheit ist. Aber daß sie in einem mathematisch beweisbaren Sinn zu komplex ist, als daß man sie durch Üben und Nachahmen erlernen könnte, diese Folgerung ist unerwartet und scheint paradox. Schließlich lernt jedes Kind in wenigen Jahren umstandslos seine Muttersprache. Und auch der Fremdspracherwerb ist je früher desto erfolgreicher.

Das heißt aber nur, sagt Chomsky nun, daß ein Kind gar nicht bei Null anfängt, sondern für den Spracherwerb eine Ausstattung mitbringt, die diese erstaunliche Entwicklung überhaupt erst möglich macht. Daß die Fähigkeit zum Erwerb und Gebrauch der Sprache eine Eigenschaft ist, die den Menschen von jeder anderen Spezies unterscheidet, ist keine neue Botschaft, sondern wiederum eine wohlbekannte Tatsache. Neu ist aber die These, daß man diese Fähigkeit wissenschaftlich erkunden und ihren Inhalt zu beschreiben versuchen kann.

Welche speziellen Berechnungsleistungen muß unser Gehirn bereitstellen, damit Worteigenschaften und Satzstrukturen möglich sind, die uns zwar geläufig, die in Wahrheit aber äußerst vertrackt sind, und die wir beherrschen, ohne daß wir wüßten, wie es geschieht? Dieser Frage kann man nun mit dem Besteck der Linguistik nachgehen. Das Programm, das Chomsky und seine Kollegen sich vorgenommen haben, besagt nämlich erstens: jede Sprache funktioniert auf der Basis eines komplexen, abstrakten Systems von Regeln (die unter anderem Bäume der betrachteten Art aufbauen), und zweitens: jedes Regelsystem ist nach den gleichen allgemeinen Prinzipien aus den gleichen Grundelementen aufgebaut. Dieses allgemeine Schema kann man sich als ein System vorstellen, das den Rahmen für die unterschiedlichsten Sprachen vorgibt, gewissermaßen den abstrakten Bauplan für jedes denkbare Idiom.

Diese Idee hat übrigens eine bedeutende Vorgeschichte. Im französischen Rationalismus hieß sie *grammaire générale*, modern heißt sie *Universalgrammatik*. Gemeint ist damit aber nicht eine Grammatik für alle Sprachen, sondern ein System von Bedingungen, nach denen sich jeweils eine Grammatik richtet, die zu dem paßt, was wir in unserer jeweiligen Umgebung hören. Der Prozeß, der dann abläuft, ist das, was ganz spontan und weitgehend unbemerkt stattfindet, wenn ein Kind die Muttersprache erwirbt.

Die Suche nach den Universalien, aus denen dieses System besteht, ist ein enorm erfolgreiches Programm, an dem inzwischen

außer der Linguistik auch die Verhaltensforschung, die Neurowissenschaften und die Evolutionstheorie teilhaben. Aber ebensowenig wie andere Wissenschaften kann sich die Linguistik auf ihren Lorbeeren ausruhen. Stets nagt der Zweifel an den schönsten Ergebnissen. Ein berühmtes Beispiel ist die Einteilung eines Satzes in Subjekt und Prädikat, die auf die aristotelische Logik zurückgeht. Neuere Forschungen haben aber gezeigt, daß es australische Sprachen gibt, in denen so etwas wie ein funktionelles Subjekt gar nicht vorhanden ist. Das wirft ein schräges Licht auf »unsere« Universalien und kann zur Revision etablierter Theorien führen.

Das Prinzip, nach dem die Gliederung eines Satzes organisiert wird, muß also anders, muß abstrakter formuliert werden. Noch bedeutsamer sind die Revisionen, die aus der Entdeckung folgen, daß die Gebärdensprachen der Gehörlosen nach den gleichen generellen Prinzipien aufgebaut sind wie die gesprochene Sprache, daß sie überhaupt im Wesentlichen vollkommen gleichrangige Ausprägungen der Sprachfähigkeit sind. Die von den Linguisten lange Zeit gehegte Idee, daß die Grundbedingungen der Lautbildung, die phonetischen Merkmale, zu den sprachlichen Universalien gehören, die fest im Gehirn verdrahtet sind, diese Idee muß also revidiert werden: die Sprachfähigkeit findet auch auf andere Weise einen Weg, sie braucht nur die Disposition zum Bilden und Erkennen von strukturierten Signalen. Allerdings muß die Idee der phonetischen Universalien doch nicht ganz aufgegeben werden. Denn wenn die Schallwellen richtig aufgenommen werden und ihre Information im Gehirn ankommt, dann treten ganz normal die phonetischen Merkmale in Kraft, mit allem, was die Linguisten über sie herausgefunden haben.

Soviel oder so wenig zur Großen Theorie. Wenn ich es recht bedenke, frage ich mich, wie es möglich ist, daß ein Sprachforscher imstande ist, in aller Unschuld ganz normale Sätze hervorzubringen. Wie kommt es, daß er nicht über seine eigenen Erkenntnisse stolpert, wenn er im Pub ein Glas Bier bestellt? Denn so interessant,